

Dennis Göttel/Christina Wessely (Hg.)

Im Vorraum

Lebenswelten Kritischer Theorie um 1969

Mit Beiträgen von

Steffen Andrae, Zarin Aschrafi, Dennis Göttel,
Michael Grewing, Magnus Klaue, Martin Mettin,
Robert Pursche, Falko Schmieder, Jörg Später,
Linda Waack, Christina Wessely

Kulturverlag Kadmos Berlin

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2019 Kulturverlag Kadmos Berlin. Wolfram Burckhardt

Alle Rechte vorbehalten

Internet: www.kulturverlag-kadmos.de

Gestaltung und Satz: readymade, Berlin

Cover-Grafik und -Design: Fritz Haubmann

Printed in EU

ISBN 978-3-86599-436-3

ISBN 978-3-96750-000-4 (ePDF 2019)

Inhalt

DENNIS GÖTTEL/CHRISTINA WESSELY Vorwort der Herausgeber	7
STEFFEN ANDRAE/JÖRG SPÄTER Kracauer trifft Kluge: Über Adorno als Schüler und Lehrer und über das Verhältnis von Erfahrung, Realismus, Poetik und Kritik . .	13
DENNIS GÖTTEL Anekdoten von der unbürgerlichen Universität.	33
ROBERT PURSCHE Forcierte Distanz, ungewollter Kontakt. Theodor W. Adorno und die DDR	47
LINDA WAACK Elisabeth Lenks Kritische Phantasie	67
MARTIN METTIN Unbegrenzte Zumutbarkeiten. Ulrich Sonnemanns Kritik der deutschen Ideologie, mit Blick auf seine Exilerfahrung gelesen. . . .	81
CHRISTINA WESSELY »Opponieren aus Einsicht und Gründen« Hermann Schweppenhäuser und die Kritische Theorie in Lüneburg.	99
FALKO SCHMIEDER »Wir müssen die Dinge denunzieren, um die Menschen für deren Genuss zu befreien.« Versprechen und Verfall des Gebrauchswerts – Überlegungen zu einer Schlüsselkategorie der Revolutionstheorie und Kapitalismuskritik der 68er-Bewegung	113
MICHAEL GREWING Der reellen Subsumtion ein Schnippchen schlagen: Zur Kritischen Theorie der Maschinerie nach 1970	143

ZARIN ASCHRAFI

Aufklärende Gegenöffentlichkeit und politische Konversionen.

Der Frankfurter Club Voltaire in den 1960er Jahren 161

MAGNUS KLAUE

Marx oder Moritz. Das Café Laumer als

Gedächtnisort der Kritischen Theorie 181

Kurzbiografien der Autorinnen und Autoren 199

Vorwort der Herausgeber

DENNIS GÖTTEL/CHRISTINA WESSELY

1969

Am 6. August 1969 stirbt Theodor W. Adorno. Sein Tod, der sich 2019 zum fünfzigsten Mal jährt, markiert nicht nur für die Kritische Theorie, sondern insgesamt für die Geistesgeschichte der BRD eine Zäsur. Wird heute auf die Kritische Theorie Bezug genommen, dann vor allem auf ihre ›erste Generation‹, mit Adorno als zentralem Akteur. Die Geschichtsschreibung zur Kritischen Theorie verstärkt diese Perspektive noch: Wenn überhaupt von deren ›zweiter und dritter Generation‹ die Rede ist – die Erzählung ihrer Geschichte als Generationenfolge ist dabei keinesfalls unproblematisch, wird damit doch die familialistische Figuration der Erbschaft aufgerufen – dominiert der Name Habermas. Verdeckt bleibt dabei die Vielzahl an methodischen Weiterentwicklungen und theoretischen Neupositionierungen all jener, die der kommunikationstheoretischen Wende mindestens skeptisch gegenüberstanden, ohne wiederum eine homogene Einheit zu bilden.

Der vorliegende Band widmet sich einigen Aspekten jener Geschichte der Kritischen Theorie nach 1969, die sich auch als Geschichte einer Gesellschaftstheorie »nach dem Boom« (Doering-Manteuffel/Raphael) darstellt, der aber gegenwärtig, wie Falko Schmieder in diesem Band feststellt, »im Zeichen der Überlebenskrise neues Aktualitätspotential zu[wächst]«. Der Band ist dabei weniger Ausdruck des Versuchs, anhand biografischer Skizzen die institutionellen Wege einiger ihrer Protagonisten und Protagonistinnen nachzuzeichnen oder gar die Breite methodischer Entwicklungen nach dem Tod Adornos in Gänze abzubilden. Mehr als um eine präzise Analyse der seit den späten 1960er Jahre entstandenen theoretischen Schriften, der Begriffe, Ideen und Denksysteme geht es um eine Beschreibung der Milieus, Situationen und Konstellationen – der Lebenswelt, um einen von Siegfried Kracauer verwendeten Begriff als Analysekatgorie dafür vorzuschlagen –, in denen Kritik praktiziert und Theorie gebildet wurde. Gleichwohl eine ganze Reihe wichtiger Figuren keine Erwähnung findet, bietet der Band dennoch ein über diese Schlaglichter erkennbares Panorama der späteren Nachkriegsgeschichte Kritischer Theorie. Es zeigt Orte linker, subkultureller Debatten, den Wandel westdeutscher Universitäten und nicht zuletzt den

Aufstieg der Kulturwissenschaften um 1990 (inklusive der Konsequenzen, die dieser Aufstieg für die klassischen geisteswissenschaftlichen Fächer hatte) – und es macht sichtbar, wie sich die Kritische Theorie angesichts dieser Transformationen behaupten konnte (oder auch nicht), und wie sie sich insbesondere angesichts einer doppelten Zerstreuung veränderte: einer zunehmenden Ausdifferenzierung der Disziplinen bzw. der Entgrenzung des traditionellen Fächerkanons einerseits, einer örtlichen Dezentrierung andererseits.

Zum einen war Kritische Theorie im Geiste Adornos und Horkheimers nach 1969 nicht mehr in gleicher Weise prominent an philosophischen oder sozialwissenschaftlichen Fakultäten vertreten. Eingang fand sie allerdings verstärkt in die Pädagogik, die Literatur- und Musikwissenschaft sowie in einige sich an den Universitäten neu etablierende Disziplinen wie der Film- und Medienwissenschaft, der Frauen- und Geschlechterforschung oder der Sexualwissenschaft. Wie sich alleine schon an jener Vielfalt zeigt, ist daher nicht ohne Weiteres von einer Schulbildung der Kritischen Theorie zu sprechen. Zu verschieden sind deren Anknüpfungspunkte an Adorno, auf den sie sich – trotz aller Unterschiede – allesamt bezogen, sei es aufklärungskritisch-nietzscheanisch, freudo-marxistisch oder wertkritisch-hegelianisch. Auffällig ist dabei das Nebeneinander von universitärer Institutionalisierung und antiakademischer Verve, von Verwissenschaftlichung und Wissenschaftskritik, das die Geschichte der jüngeren Kritischen Theorie charakterisiert.

Die disziplinäre und methodische Zersplitterung fand in einer örtlichen ihre Entsprechung: Zu einem gewissen Teil verlor das Institut für Sozialforschung seine Anziehungskraft für ein Milieu, das sich eher an der klassischen kritischen Theoriebildung orientierte. Etliche Versuche, daran anzuknüpfen, finden ihren Schauplatz daher nicht zufällig in verstreuten Orten in der Provinz. Auf diese Weise konstituierte sich, gewissermaßen am IfS vorbei, am Rande der akademischen Landschaft eine Kritische Theorie ohne Institut, wie Michael Grewing in seinem Beitrag bemerkt. Diverse Autoren, die sich für die Geschichte der ›Frankfurter Schule‹ interessierten, haben darauf hingewiesen, dass die Randlage, die »Daseinsform des Exils« möglicherweise ohnehin viel typischer für diese Theorieformation wäre »als ihre kurze Hochkonjunkturphase in den Metropolen um 1968, auch deshalb, weil ihre entscheidenden Weichen selbst in der Emigration, nämlich im amerikanischen Exil der 1930er und 40er Jahre gestellt worden waren« (Türcke). Nach dem Krieg sei vor allem »die Provinz das Exil« geworden.

Auch in diesem Band finden sich einige Beispiele eines solchen Verständnisses. So beschrieb etwa Elisabeth Lenk ihr ländliches Leben nahe Gießen, wohin die ehemalige Studentin Adornos aufgrund ihrer Lehrtätigkeit an

der dortigen Universität gezogen war, als »Diaspora«; und auch Wolfgang Pohrt sprach von der Provinz – in seinem Fall von Lüneburg – als Exil. Die Rede von Exil und Diaspora, die für die Beschreibung der Lebens- und Arbeitsumstände von Kritischen Theoretikern und Theoretikerinnen von den 1960er bis in die 1980er Jahre hinein gepflegt wurde, mutet angesichts von Vertreibung und Flucht der ›ersten Generation‹ aus dem nationalsozialistischen Deutschland merkwürdig, mitunter befremdlich an. Die durch ›Exil‹ und ›Diaspora‹ indizierte (Über-)Identifikation mit den Gründungsfiguren der Kritischen Theorie mag eine Bewältigungsstrategie des vielfach geteilten Verlustgefühls gewesen sein, ein Zentrum verloren zu haben, das sich als theoretische Heimat dargestellt hatte; dennoch erscheint etwa die Vorstellung des Extraterritoriales, die Helmut Dubiel in seiner Rekonstruktion der Anfänge der Kritischen Theorie aufruft, doch die treffendere zu sein: »Die Frankfurter Schule (ist) nirgendwo, sie hat keinen Ort«. Es ist daher auch kein Zufall, dass der vorliegende Band sehr häufig von Rand- und Zwischenfiguren der Kritischen Theorie handelt – auch diejenigen, deren Namen heute nicht weitgehend vergessen sind, wähten sich in den 1970er und 80er Jahren kaum jemals im Zentrum, sei es örtlich oder disziplinär.

Im Vorraum

Sind also viele der Namen, die für die Kritische Theorie seit den 1970er Jahren standen, einer breiteren wissenschaftlichen Community heute nicht mehr geläufig, findet das eine Entsprechung in einer Figur der ersten Generation der Kritischen Theorie, die bis in die 1980er Jahre unter ferner liefen vorkam: der Kultur-, Sozial- und Filmtheoretiker Siegfried Kracauer. Zwar fanden – ähnlich wie im Falle Walter Benjamins, wenn gleich auch nicht so umfassend – einige seiner Arbeiten Eingang in den Kanon der Kulturwissenschaften; sein Spätwerk *History – The Last Things Before the Last* gehört allerdings nicht zu seinen bekannteren Texten. Das Buch erscheint, wenige Jahre nach seinem Tod, im selben Jahr, in dem Adorno stirbt – 1969 steht also auch noch für dieses zweite Datum.

In *History* findet sich ein Begriff, der dem Band als methodischer Orientierungspunkt dient. Kracauer, darin Adorno verwandt, äußert Vorbehalte gegenüber den »letzten Dingen«, den letztgültigen Wahrheiten, um stattdessen im »Vorraum« den »vorletzten Dingen« Platz einzuräumen. Er versteht diese Sphäre als Refugium der Geschichte, die Sphäre der letzten Dinge als Refugium der Philosophie. Doch wertet Kracauer die hierin angelegte Hierarchie um: Nicht nur ist der Vorraum der Ort, in dem »wir«,

wie es heißt, »atmen, leben, uns bewegen«, nicht nur ist der Vorraum ein ontologischer Begriff; vielmehr definiert ihn Kracauer als einen normativen.

Der Begriff des Vorraums verweist explizit auf Edmund Husserls Begriff der Lebenswelt, den sich Kracauer im Geschichtsbuch nicht zuletzt über Hans Blumenberg erschließt. So unterstreicht er, wie Jörg Später in seiner Kracauer-Biografie schreibt, in seiner Ausgabe von Blumenbergs Aufsatz *Lebenswelt und Technisierung unter Aspekten der Phänomenologie* folgende Definition der Lebenswelt: »Als der zu jeder Zeit unerschöpfliche Vorrat des fraglos Vorhandenen, Vertrauten und gerade in diesem Vertrautsein Unbekannten«. In Jürgen Habermas' *Theorie des kommunikativen Handelns* war der Begriff der Lebenswelt gegen den Begriff des Systems in Stellung gebracht worden. Lebenswelt wird als »soziales Apriori« und »nicht-hintergehbare[r] soziale[r] Kontext« verstanden. Die Dichotomie gestaltet sich zunehmend asymmetrisch, wenn Habermas in historischer Argumentation die Lebenswelt im Zeitalter der Technisierung vom System, dessen manifester Ausdruck Produktionssphäre und Bürokratie sind, zunehmend kolonialisiert sieht. Bei Kracauer hingegen ist der mit dem Begriff der Lebenswelt verschwisterte Vorraum etwas anders konzipiert: er deutet auf eine erkenntnistheoretische Spannung von Lebenswelt und »letzten Dingen« hin. In Kracauers Geschichtsphilosophie ist die Philosophie zur Disposition gestellt – der Geschichte kann man philosophisch nicht vollends gerecht werden, weil an ihr der Abhub in den Begriff nicht restlos gelingen kann.

Auch weist der Begriff des Vorraums Besonderheiten auf, die den Begriff der Lebenswelt implizit relativieren. So trägt der Name des Vorraums weit weniger emphatische Züge: Vom »Leben« ist hier nicht die Rede, und »Welt« hat dem kleiner skalierten und nüchterner anmutenden Begriff des »Raums« Platz gemacht. Dass dieser Raum einem anderen vorgelagert ist, nämlich dem der letztgültigen Wahrheit, markiert den Vorraum zunächst als untergeordnete Sphäre. Noch stärker kommt das im amerikanischen Original zum Ausdruck, wo mit »ante-room« das Antichambrieren an klingt – eine Bittstellerei, so könnte man meinen, um Einlass vor den Toren der Philosophie (der in einer solchen kafkaesken Architektur sowieso nie entsprochen würde).

Operiert Kracauer parallel zu dieser Topologie auch mit der des ›Untens‹ der Lebens- und des ›Obens‹ der Ideenwelt, ist mit dem Vorraum-Begriff allerdings keine Verabsolutierung jenes ›Untens‹ impliziert. Kracauer nämlich legt die letzten Dinge nicht als universalistisches Phantasma ad acta. Doch ist der Durchgang nicht ohne Weiteres möglich, und zwar vor dem Hintergrund einer historisch-materialistischen Diagnose: Angesichts der Realabstraktion der Lebenswelt muss der begrifflichen Abstraktion

in gewisser Weise Einhalt geboten werden. Ohne dass bei Kracauer der Begriff des Nichtidentischen fallen würde, findet es seine Gestalt in der Geschichte selbst; sie lässt sich bis auf Weiteres dialektisch nicht aufheben.

Es ist dieses Moment, das es erlaubt, den Begriff des Vorraums auch für eine Theoriegeschichtsschreibung aufzunehmen, die sich nicht ausschließlich auf Begriffs- und Ideengeschichte kapriziert, andererseits aber auch nicht die Zuflucht ins Anekdotische und Menschelnde sucht. Das wäre eine Theoriegeschichtsschreibung, die nur vermeintlich Kritik am Herrschaftszusammenhang des Begriffs übt, die Theoriegeschichte zu einer Ansammlung von Biographemen machte. Dagegen findet sich mit Kracauers Vorraum ein Begriff, der in die Lage versetzt, das Lebensweltliche ins Spiel zu bringen, ohne es als *factum brutum* zu behandeln, sondern es in seinem Spannungsverhältnis zur Sphäre der »letzten Dinge« zu verhandeln.

In Kracauers Geschichtstheorie findet sich zudem keine Folie einer Chronik. Geschichtsschreibung ist nicht das Verfassen einer »story«, sondern immer und vor allem eine Erinnerung der »lost causes«, des unverwirklicht Gebliebenen. Für den Zweck einer Geschichtsschreibung der Kritischen Theorie, ihrer Episoden um und nach 1969, der es nicht um historistische Berichte, sondern um die Wiederaufnahme einer marginalisierten Theorietradition bestellt ist, hat Christian Voller im Rahmen der Tagung zur Geschichte der Kritischen Theorie, die diesem Band vorausgegangen ist, darauf hingewiesen, dass es nicht darum gehe, »in Erinnerung zu rufen, dass es einmal anders gewesen ist (das wäre einfach konservativ und letztlich trivial), sondern dass es einmal anders hätte werden können. Und das ist tatsächlich ein restauratives Projekt, um das es nicht erst, aber doch besonders seit Bologna an den Universitäten schlecht bestellt zu sein scheint.«

Indem die Texte in diesem Band allesamt zwischen konkreten Lebensverhältnissen, Orten, Objekten und größeren theoriegeschichtlichen Konstellationen zu vermitteln versuchen, dient ihnen Kracauers Begriff des Vorraums – manchmal explizit, häufiger implizit – als gemeinsame Referenz. Ergebnis sind Beiträge zu einer »unheroischen Geschichtswissenschaft« durchaus im Geiste Kracauers, die den Historiker auch als Lumpensammler kenntlich werden lassen – einen, der die Bereitschaft besitzt, »sich auf Abwege zu begeben, dort wo die Hände schmutzig, die Gedanken verschwommen, aber frei und die Großtheorien fragwürdig werden, um über den Wert der Lumpen nachzudenken, die sich rechts und links des Weges aufstechen lassen.« (van Rahden) Dementsprechend verteidigt dieser Band auch den Wert der verstaubten Reste, des Krimskrams, des Marginalen, des Alltäglichen und der Anekdote für die Historiographie; er führt ins Kaffeehaus und den Jugendclub, auf den Dachboden, in verstaubte Keller und in die Abgründe der Provinz. Ein solcher Ansatz ist, betrachtet man

die Geschichtsschreibung der Kritischen Theorie als intellektuelles Projekt und Institution, bislang eher mit Skepsis beäugt worden – und das nicht zu Unrecht: denn allzu schnell nährt man gegenwärtig damit den Verdacht, der im Gefolge des *material turn* ubiquitär geführten Rede von der ›materiellen Kultur‹ naiv zuzuarbeiten oder – so denn gar eine ›Handlungsmacht‹ der Dinge behauptet werden soll – auf den Spuren eines sogenannten ›Neuen Materialismus‹ zu wandeln, der sich vor allem aus posthumanistischen Theorieimpulsen speist und dessen Dezentrierung des menschlichen Subjekts jeder emanzipatorischen Gesellschaftstheorie eine Absage erteilt.

Als eine dezidiert historisch-materialistische Theorieformation, die so sehr auf die Bedeutung der Dinge, des Marginalen, Beiläufigen und Alltäglichen, der Reste und Überbleibsel abzielt und sie als Ausgangspunkt für geschichtstheoretische und gesellschaftskritische Überlegungen zu nehmen versteht wie die Kritische Theorie, bedarf diese auch als *Gegenstand* historiographischer Anstrengungen nicht der ›Entdeckung‹ durch die diversen neuen Materialismen. Insofern versteht sich dieser Band nicht nur als Versuch über die Kritische Theorie, dessen Ziel es ist, einen verschütteten Teil der Geschichte dieses radikal emanzipatorischen Projekts und dessen spezifischer Lebenswelten freizulegen, sondern selbst als Beitrag zu einer Kritischen Theorie der Gesellschaft.

Kracauer trifft Kluge: Über Adorno als Schüler und Lehrer und über das Verhältnis von Erfahrung, Realismus, Poetik und Kritik

STEFFEN ANDRAE/JÖRG SPÄTER

»Wer ist Dein Freund Axel Kluge?«, wollte Siegfried Kracauer am 10. Dezember 1962 von Theodor W. Adorno wissen, nachdem er Alexander Kluges Erstlingswerk *Lebensläufe* gelesen hatte.¹ Der 73-Jährige, der seit dem Ende des Ersten Weltkriegs mit Adorno befreundet und im Gegensatz zu diesem nach 1945 nicht nach Frankfurt zurückgekehrt war, zeigte sich spürbar berührt von diesem Buch aus dem Umkreis der jungen Menschen, die sein einstiger Schüler nun um sich versammelt hatte. Es sprach ihn an, weil Kracauer darin Parallelen zu seiner eigenen Art des Nachdenkens und Schreibens entdeckte, nämlich ein starkes Interesse an der gesellschaftlichen Wirklichkeit und eine emphatische Hinwendung zur Erfahrungswelt der Individuen. Das ist eine interessante Konstellation: Adornos Lehrer trifft Adornos Schüler und es werden geistige Verwandtschaften deutlich, ohne dass die Schüler bis dahin den Lehrer ihres Lehrers kannten – ob und inwiefern über die Bande Adorno gespielt oder gerade unabhängig von diesem Dritten ist die Frage.

I. Der Schüler und Lehrer Adorno

Den Begriff der Frankfurter Schule, der gegen 1960 aufkam, verbindet man oft mit den 68er-Studenten um Hans-Jürgen Krahl. Adorno hatte aber auch »wirkliche«, akademische Schüler, die bei ihm Philosophie und Soziologie lernten. Sie waren meist zehn Jahre älter als die Rebellen. Oskar Negt, einer von ihnen, nennt diese Kohorte »die 58er«. Die große Lichtgestalt dabei ist Jürgen Habermas, der bei aller Verehrung für Adorno von Beginn an Selbstständigkeit bewies, als er angesichts der großen Spannungen mit Max Horkheimer 1959 seine Assistentenstelle im Institut für Sozialforschung kündigte und mit einem DFG-Stipendium ausgerüstet in Marburg bei Wolfgang Abendroth habilitierte, dann bei der Heidelberger Konkurrenz um Gadamer, Löwith und Henrich außerordentlicher Professor wurde, ehe er 1965 nach Horkheimers Emeritierung auf dessen Lehrstuhl für Philosophie und Soziologie nach Frankfurt zurückkehrte. Gleichwohl

¹ Adorno/Kracauer: *Briefwechsel*, S. 570.

galt Habermas in der Öffentlichkeit bald als der »Meisterschüler« Adornos – vor allem bei den Feinden der Frankfurter Sozialphilosophie. Der Mitdreißiger war kein Ordinarius aus altem Holz und suchte sich den akademisch eigentlich ambitionslosen und linkspolitisch engagierten Negt als Assistenten aus, der dann machen durfte, was er wollte. Selbst das unfreundliche Buch *Die Linke antwortet Jürgen Habermas* (1968), entstanden nach dem Linksfaschismus-Vorwurf gegen Dutschkes Voluntarismus auf dem Hannoveraner Kongress, zerrüttete nicht das Verhältnis zwischen Dienstherr und Assistent. Die philosophischen Assistenten Adornos und Horkheimers hingegen, Alfred Schmidt, Hermann Schweppenhäuser und Rolf Tiedemann, waren mit anderen Hierarchien konfrontiert: Schmidt beispielsweise, der doch einer der tiefsten Kenner materialistischer Philosophie seit Aristoteles war, hieß bei den Studenten »der arme Knecht Alfred«, weil er dabei gesehen wurde, wie er die Aktentasche des Ordinarius tragen musste. Gemeinsam ist den Assistentenschülern auch, dass sie außergewöhnliche und nachhaltige Dissertationen geschrieben hatten, danach aber diese schriftstellerisch nicht mehr übertreffen konnten. Für sie war Adorno mehr als ein Lehrer, manchmal ein Meister. Das riesige Über-Ich und das Schreiben im Angesicht des genialen geistigen Ziehvaters scheinen offenbar eine lähmende Wirkung verbreitet zu haben.²

Alexander Kluge war eine Art »angenommener Sohn« Adornos – so meinte scherzhaft Gretel Adorno, die oft für die menschlichen Dinge der Schüler und Schülerinnen ein offenes Ohr hatte. Kluge war kein Student, sondern als Referendar des IFS-Justizars Hellmut Becker Ende der 1950er Jahre nach Frankfurt gekommen. Neben seiner juristischen Tätigkeit für das Institut schrieb Kluge an jenen *Lebensläufen*, mit denen er 1962 Kracauer beeindruckte und mit einem Schlag ins Lampenlicht des Literaturbetriebs gelangen sollte. Zum Film kam er über ein durch Adorno vermitteltes Praktikum bei dessen »Kitschbruder« Fritz Lang. Das Ergebnis ist bekannt: Das »Wunderkind«³ reüssierte auch hier mit dem brillanten Debütspielfilm *Abschied von gestern* und gewann 1966 den Silbernen Löwen der Internationalen Filmfestspiele von Venedig, 1969 dann den Goldenen Löwen mit *Artisten in der Zirkuskuppel: ratlos*. Darauf war auch Adorno mächtig stolz⁴ und betrachtete fortan das Kino mit anderen Augen. Zuvor hatte sich Kluge als Kopf der sogenannten Oberhausener Gruppe exponiert, die 1962 den »Neuen Deutschen Film« proklamiert hatte. Adorno, der Kulturindustriekritiker, unterstützte diese Bewegung durchaus, z. B.

2 Interview mit Detlev Claussen, 13.12.2018.

3 Adorno an Fritz Lang, 19.06.1958.

4 Adorno an Kluge, 10.09.1968: »...ich schwelle vor Stolz auf meinen Sohn«.

mit einem öffentlichen Auftritt neben Kluge beim Filmfestival Mannheim. Ein nichtkommerzieller Film schien ihm, dem Ikonoklasten, nun möglich.⁵

Adorno war ein ungewöhnlicher Lehrer. Manche sagen, er war gar kein Lehrer, eher ein Anti-Pädagoge, der nur deshalb eine »mächtige Lehr- und Identifikationsgestalt werden konnte«, weil er für sich selbst den Status des nicht-infantilen Kindes auf Lebenszeit beanspruchte, und mit dem Wunsch, »kein Erwachsener zu werden«, den kindlichen Protest der rebellierenden Studenten gegen die erwachsene Realität und Rationalität bediente.⁶ Andere erlebten Adorno hingegen als aufmerksamen, liebevollen und zugewandten Lehrer.⁷ Wieder andere betonen, dass er zwar kein Didaktiker, aber gleichwohl ein interessanter, ja genialer Lehrer war – eher wie der Meister einer Musikschule für Klavier und Geige. Wer da mitspielen konnte, für den oder die war es ein großartiges Erlebnis, Adorno beim Denken und Komponieren zuzusehen und zuzuhören. Höchste Konzentration war geboten bei dieser Autorität des gesprochenen Wortes, die nichts Läppisches von sich gab.⁸ Ehrfurcht, also eine Mischung aus Ehr- und Furchtgefühl, stellte sich dann zuweilen ein.⁹ Adorno hatte infolgedessen auch Schüler, die sich ihm bedingungslos unterwarfen, ihm ewige Treue gelobten und seine Schriften besser kannten als er selbst.¹⁰ Solches Epigonentum, das sich wie im Fall Schweppenhäusers bis in den Satzbau einschlich, lehnte Adorno eigentlich ab, denn er wollte doch eigenständige nonkonformistische Schüler erziehen. So erwachsen und realitätstüchtig war er nun – in der Theorie – doch: »Was überhaupt Aussicht hat zu dauern, vermag es nur dadurch, daß es aus dem Bann des Urhebers und seines Clans sich löst; wo dieser Bann fortwährt, wird er dem, was vielleicht überliefert werden könnte, zum Unheil.«¹¹ Aber die Einheit von Theorie und Praxis gelang auch hier nicht: Adorno duldete durchaus Unterwerfungsgesten und Nachbeterei – vielleicht, weil er keinen Schüler verlieren wollte, vielleicht, weil er zu eitel war, sicher aber aus menschlicher Nachsicht. Gegenüber Jacob Taubes verteidigte er die jungen Epigonen:

⁵ Interview mit Alexander Kluge, 05.02.2019.

⁶ Schneider u. a.: *Trauma und Kritik*, S. 96–97.

⁷ So Regina Becker-Schmidt im Interview am 02.11.2018.

⁸ In diesem Sinn Jürgen Habermas, 29.07.2018 und Detlev Claussen, 13.12.2018.

⁹ Interview mit Dan Diner, 05.06.2018.

¹⁰ Vgl. z. B. Schweppenhäusers Briefe an Adorno vom 26.02.1956, 21.12.1964, 22.04.1965, 16.05.1967 und 22.02.1969, die zum Teil mit »Lieber Meister« beginnen. Oder Adornos Brief an Tiedemann vom 20.03.1968, wo er augenzwinkernd bemerkt: »Sie kennen längst meine Sachen besser als ich.«

¹¹ *Adorno an Jauffé*, 20.02.1967.

Wenn [...] meine Schüler, am Anfang, gewisse Züge von mir kopieren, so mag ich darin nichts Schlimmes zu sehen. Originalität ist nichts, was vom Himmel fällt, sondern entfaltet sich in einer gewissen Kontinuität. Aber gerade die Traditionalisten werden von Tradition gereizt, wo die Sache ihnen nicht paßt.¹²

Gereizt waren aber auch andere Schüler mit den »Adorniten« in den eigenen Reihen, weil man nicht mit den »Adornoschülern« verwechselt werden wollte, die, so Elisabeth Lenk an den Lehrer, »nur die Ergebnisse Ihres Denkens nachplappern oder gar nur Ihren Stil imitieren«.¹³

Adorno war nicht nur ein ungewöhnlicher Lehrer, sondern auch als Schüler besonders. Er war *primus omnium* seines Jahrgangs, obwohl er zwei Schuljahre übersprungen hatte. Sein musikalischer Lehrer war ab 1919 der Musiktheoretiker und Komponist Bernhard Sekles, den Adorno als lyrisch begabt und menschlich warm empfand. Später stichelte er in den *Minima Moralia* dann allerdings, dass Sekles ihm »die atonalen Mücken auszutreiben versuchte«.¹⁴ Vergeblich, wie man weiß. Auch musste der Kompositionslehrer am Hoch'schen Konservatorium schon bald einsehen, dass er dem Schützling nichts mehr beibringen konnte. Deshalb ging der junge Wiesengrund 1925 nach Wien, um von den verehrten Meistern der »musikalischen Revolution« zu lernen. Bei Alban Berg studierte er Komposition. Das war ein Lichtblick, auch in menschlicher Hinsicht. Vor Schönberg allerdings, dessen Nähe er eigentlich suchen wollte, hatte er Scheu, weil der Verehrte etwas Unheimliches und Beklemmendes auf den Verehrer ausstrahlte. Wiesengrund missfiel vor allem der »pädagogische Eros«, von dem Schönberg besessen sei.¹⁵ Wien war eine enttäuschende und unglückliche Zeit. Der Schüler Wiesengrund hatte durchaus Schwierigkeiten mit seinen Lehrern.¹⁶

Der vielleicht bedeutendste Lehrer aber war Siegfried Kracauer, jener »wunderliche Realist«, über den Adorno 1964 zu dessen 75. Geburtstag schrieb:

Über Jahre hindurch las er mit mir, regelmäßig Samstag nachmittags, die Kritik der reinen Vernunft. Nicht im leisesten übertreibe ich, wenn ich sage, daß ich dieser Lektüre mehr verdanke als meinen akademischen Lehrern. Pädagogisch ausnehmend begabt, hat er mir Kant zum Sprechen gebracht.¹⁷

12 Adorno an Taubes, 16.01.1967.

13 Lenk an Adorno, 23.07.1963, S. 31–32.

14 Adorno: *Minima Moralia*, S. 246.

15 Adorno an Kracauer, 10.04.1925, S. 38–39.

16 Steinert: *Adorno in Wien*, S. 7.

17 Adorno: »Der wunderliche Realist«, S. 388.

Kracauer, der 14 Jahre älter war als der begabte Sekundaner, verliebte sich über dem »Symphilosophieren« in den Wunderknaben, und die Beziehung verkomplizierte sich zusehends. Es spielten sich regelrechte Beziehungsdramen mit Eifersucht, Aggressionen, Verletzungen, Rückzug, Trennung etc. ab. Wiesengrund spürte in dieser platonischen Beziehung, dass etwas ins Spiel kam, das zwischen Lehrer und Schüler zum Problem werden sollte; denn »[w]as aber bei ihm philosophisch zum Ausdruck drängte, war fast unbegrenzte Leidensfähigkeit: Ausdruck und Leiden sind miteinander verschwistert. Sein Verhältnis zur Wahrheit war, daß Leiden unverstellt, ungemildert in den Gedanken einging, der es sonst verflüchtigt [...].«¹⁸ Nicht nur Kracauers Realismus, der in seiner Filmtheorie von 1960 auf »die Rettung der physischen Realität«, mithin der übersehenen, unbeachteten, unterschätzten Dinge, abzielte, fand Adorno »wunderlich«, sondern den ganzen Kracauer. Zwischen den beiden hatten sich in dieser langen Zeitspanne von 1917/18 bis 1964 eine Menge Tragödien abgespielt, inklusive einer intellektuellen Entmündigung, auf die sich Adorno mit Walter Benjamin infolge von Kracauers Offenbach-Buch in der Pariser Emigration geeinigt hatte. Ihr vernichtendes Urteil hieß: »Warenschriftstellerei«. Auch nachdem Kracauer und Adorno nach 1949 wieder in einen regen, teils sogar herzlichen Briefaustausch getreten waren, blieb der einstige Mentor für Adorno bloß ein Weißt-du-noch-Freund und -Philosoph, dem er seine vermeintlichen Defizite öffentlich vorhielt, so bei jener wunderlichen Laudatio von 1964.¹⁹

Adorno erinnert in seinem Umgang mit den älteren Freunden und früheren Lehrern ein wenig an Thomas Manns Joseph, der seinen älteren Brüdern arglos den Traum erzählt, wie diese sich vor ihm verneigen. Er gleicht einem Narziss, der seinen Glanz auch dadurch erhält, indem er seine Freunde in den Schatten stellt. Irgendwann rechnete der Schüler Adorno mit seinen Lehrern und Mentoren ab, und zwar teilweise mit ödipaler Schärfe – die Ausnahme ist Alban Berg, der ihm Schutz und Trost in Sachen Schönberg gewährt hatte.

Auch wenn Adorno oft schlecht über Kracauer sprach – Hans G. Helms riet er sogar von seinem »im doppelten Sinn alten Freund Kracauer« ab²⁰ –, stellte sich ein Kontakt zwischen Kracauer und Adornos Schülern her. Dass diese hochbegabten jungen Männer ihm ihre Qualifikationsarbeiten schickten und spezifische Fragen an ihn stellten, beglückte den Übersiebzijährigen geradezu. Schweppenhäuser ließ ihm seine Habilitationsschrift über Kier-

18 Adorno: »Der wunderliche Realist«, S. 388.

19 Später: *Siegfried Kracauer*, S. 321–332, S. 558–565.

20 *Adorno an Helms*, 23.12.1958. Helms ließ sich davon nicht beirren.

kegaard zukommen (1967 dann veröffentlicht als *Kierkegaards Angriff*), Schmidt begeisterte Kracauer mit seiner 1962 veröffentlichten Arbeit *Der Begriff der Natur in der Lehre von Marx*, und Tiedemann erfreute ihn mit der ersten Studie überhaupt zur Philosophie des vergessenen Freundes Walter Benjamin (die 1965 erstmals publiziert wurde).

Den allergrößten Eindruck hinterließen bei Kracauer aber die Erstlingswerke der künstlerisch Ambitionierten im Umkreis Adornos, Hans Magnus Enzensberger und besonders Alexander Kluge. Kracauer schrieb Kluge,

daß mich Ihr Buch sehr tief betroffen hat durch die stilistische und sachliche Konsequenz, mit der Sie die Erfahrung darstellen, daß (heute) die meisten »Lebensläufe« keine Läufe und die meisten Personen keinen Personen sind. Ich wüßte niemanden, der diese Erfahrung, die nur ein ums Humane wirklich besorgter Mensch haben kann, so drastisch ins grausame Licht gerückt hätte wie Sie. (Es ist ein kalkweißes Licht, scheint mir.) Ihre Zerpflückung des Biographischen, Ihre neuartige Darstellung in schief zusammenhängenden Fetzen und Ihre rechtmäßig überscharfe Genauigkeit in der Bezeichnung von Positionen, Situationen und Lokalen – all das macht schockartig den Zustand der Dinge und Menschen deutlich, mit denen wir es jetzt zu tun haben.²¹

Bei Kluges *Lebensläufen* erkannte Kracauer eine neue Art der Geschichtsschreibung, eine Chronik, in der »Erfahrung« der zentrale Punkt war, die eine literarisch ambitionierte und sozialphilosophisch motivierte Form historischer Neugier zum Ausdruck brachte, die in Montagen und in Fragmenten objektive Ereignisse und deren subjektive Aneignung beleuchtete und noch dazu reflektierte, was hinter ihnen stecken könnte. Waren hier etwa Hohl- und Zwischenräume menschlicher Wirklichkeiten betreten worden, in denen sich bislang nur wenige Forscher und Denker aufgehalten hatten? Ein bisschen schien es wie beim jungen Teddie Wiesengrund: »Kluge und Enzensberger [...] sind zwei junge Leute, die ich gerne kennen möchte. Da erwacht wieder einmal der alte Platonische Eros.«²²

Es scheint also, als hätten Siegfried Kracauer und Alexander Kluge eine Menge Gesprächsstoff gehabt, wären sie sich in jenen vier Jahren zwischen 1962 und 1966, also vor Kracauers Tod, persönlich begegnet. Denn beide hatten erstaunlich ähnliche Vorstellungen von Erkenntnis, Kritik und Poetik – davon, was Wirklichkeit ist und wie sie zu erfahren, zu begreifen, zu retten oder zu verändern sei. Wie die Protagonisten der Kritischen Theorie gingen auch sie davon aus, dass die moderne Existenzweise von einem fundamental defizitären Welt- und Sozialverhältnis geprägt ist und dass daher die technischen und ökonomischen Fortschritte zutiefst ambivalent

²¹ Kracauer an Kluge, 24.12.1962.

²² *Kracauer an Adorno*, 10.12.1962, S. 568–571, hier S. 570.

einzuschätzen sind. Beide verfolgten allerdings eine spezifische, um nicht zu sagen: eigensinnige Konfiguration von Poetik und Gesellschaftskritik, die sie von der Sozialphilosophie und ästhetischen Theorie Adornos unterscheidet. Diese Unterschiede sind in der ästhetischen Form ihrer Arbeiten sichtbar und haben ihre Basis im Spannungsfeld der Begriffe Realismus und Erfahrung. Sie stellen das gravitative Zentrum von Kracauers und Kluges genuin eigener Form der Beschäftigung mit historischen, sozialen und politischen Verhältnissen dar.

II. Grunderfahrungen: Obdachlosigkeit, Bodenlosigkeit, Hausverlust

Kracauers und Kluges philosophisch-theoretische wie schriftstellerische Arbeit, insbesondere ihre Realitätskonstruktion, ist ohne die Katastrophen des 20. Jahrhunderts – des »Zeitalters der Extreme« (Eric J. Hobsbawm) mit Kriegen, Verfolgungen und, im Fall von Kracauer, antisemitischer Vernichtungspolitik –, nicht zu verstehen. Kracauer musste von einem Tag auf den anderen Deutschland verlassen und floh nach Paris. Er verlor daraufhin allerdings nicht nur seinen Arbeitsplatz, sondern auch seine eigenständige materielle Existenzbasis, die er erst ein Vierteljahrhundert später auf bescheidenem Niveau wiedergewinnen sollte. In Paris gab es für einen deutschen Schriftsteller kein Geld zu verdienen. Er musste sich verschulden und war überdies auf fremde Hilfe angewiesen. In den USA, wohin er sich sozusagen mit dem letzten Schiff retten konnte, profitierte er ab 1941 immerhin vom Stiftungswesen, das ihm Stipendien und Honorare für Begutachtungen ermöglichte. Eine furchtbare Belastung war trotz geglückter Immigration, dass Kracauer seine Mutter, für die er finanziell zu sorgen hatte, und seine Tante in Frankfurt zurücklassen musste. Vergeblich versuchte er, die beiden alten Frauen aus Deutschland herauszubekommen. Sie wurden schließlich im Sommer 1942 deportiert und in einem Vernichtungslager ermordet. Als Kracauer im Juli 1945 erfuhr, dass Mutter und Tante, kaum in Theresienstadt angekommen, weiter »nach Polen« transportiert worden waren, schrieb er: »Unser Gebet ist, daß sie von selber haben sterben können. Ich versuche nicht daran zu denken, im Interesse der nackten Selbsterhaltung. Viele sind hier in derselben Lage. Es ist nichts dazu zu sagen.«²³ Kracauer betete nicht. Insofern glaubte er vermutlich auch nicht daran, dass seine Mutter und seine Tante von selber hatten sterben können. Er verbot sich daran zu denken, also dachte er unentwegt daran. Der gewaltsame Tod der Frauen würde seinen Überlebenswillen angreifen.

23 Kracauer an E. und H. Streiff, 25.08.1945.